

„Kabul ist eine Gangsterstadt“

AFGHANISTAN-MISSION Sandsäcke, Stacheldraht, hohe Mauern – Eindrücke aus einem entwerteten Land/Doch es gibt auch noch die Glitzerwelt

Von
Ursula Meissner

KABUL. Ungehemmt sechs, sieben Autos breit strömt der Verkehr vom Kreisel an der Jallalabadstraße in die angrenzenden Boulevards. Ein Heer von PKW, fast nur Toyotas. Die Polizisten in feldgrünen Uniformen, die rund um die Verkehrsinsel gruppiert sind, tragen Maschinenpistolen schussbereit. Sie sollen Staatsmacht repräsentieren. Andere sind an den Einfallstraßen nach Kabul postiert. Dort halten sie Autos an, stöbern im Gepäck, tasten Verdächtige ab und lassen auf den Geruch von Sprengstoff dressierte Schäferhunde nach

AFGHANISTAN...

... steht heute im Blickpunkt. Nach dem 11. September 2001 wurde das Taliban-Regime erster Gegner der Amerikaner im Anti-Terror-Kampf. Das Land wurde zwar befreit, die Radikal-Islamisten haben aber weiter großen Einfluss. Der Nato-geführte Isaf-Einsatz – 55 000 Soldaten aus 41 Nationen – und die amerikanische Operation Enduring Freedom (OEF) mit 16 000 Kräften sollen für Sicherheit sorgen. Die vom Bundestag abgesetzte Obergrenze für das deutsche Militärkontingent liegt bei 4 800. Im Rahmen der Eupol-Afghanistan-Mission können bis zu 120 deutsche Polizisten eingesetzt werden.

Selbstmordattentätern der Taliban schnüffeln.

Wie ein Spuk tauchen plötzlich zwischen den niedrigen Autos drei riesige, sandfarbene Panzerwagen auf. Jedes Dach krönt ein Soldat mit Stahlhelm hinter einem Maschinengewehr. Natürlich will ich sofort aus dem Auto heraus fotografieren. Entsetzt hält mich mein Fahrer Zahir zurück: „Nein, die werden schießen, wenn wir ihnen verdächtig vorkommen.“ Alle Afghanen weichen dieser Patrouille der internationalen Schutztruppe aus.

Ich erfahre später, Amerikaner haben mitten im Hauptverkehr Kabuls erst Warnschüsse abgegeben, dann gezielt gefeuert, wenn sie den Fahrer eines PKW, der ihnen zu nahe kam,



Diese Kalaschnikows sind aus Holz, zum Üben. Die Ausbildung der afghanischen Sicherheitskräfte, organisiert von Nato, UNO und den Europäern, muss forciert werden. Alle Fotos: Ursula Meissner

für einen Selbstmord-Attentäter hielten. Nicht nur die Amerikaner, auch andere Nationen fahren jetzt immer wieder gepanzerte Patrouillen. Auch schwer bewaffnete Afghanen patrouillieren.

Das passt zum Horror-Szenario, das Kabul schon seit Monaten bietet. Vor der Präsidentenwahl am 20. August wächst die Angst vor Anschlägen. Überall Sandsäcke und von Stacheldrahtrollen gekrönte hohe Mauern. Riesige Betonblöcke auf den Straßen. Ein Heer von Bewaffneten, Uniformierte und Zivilisten. Dazu hunderte von Wachhäuschen aus Stein, Wellblech oder Holzplatten. Für Regierungs- und Militärgebäude gibt es eine „grüne Zone“, wo selbst Generale oder Minister nur mit Sonderausweis Zutritt haben. In meine kleine Pension in einer abgelegenen Seitenstraße lässt mich nur hinein, wenn ein Wachhabender mich vorher durch einen Sechschlitz im Eisentor als harmlosen Gast identifiziert. Ein paar Schritte weiter Villen reicher Afghanen. Auch da Stacheldraht auf den Mauern, Wachhäuschen mit privaten Bewachern. „Vieles hat nichts mit den Taliban zu

tun“, klären mich meine afghanischen Freunde auf. „Kabul ist eine Gangsterstadt, wie früher Chicago.“ Noch immer gebe es keine funktionierende Polizei, viele Polizisten seien bestechlich. Entführungen sind gang und gäbe. Vermögende Afghanen schicken deshalb oft Ehefrauen und Kinder nach Europa oder in die Emirate.

URSULA MEISSNER

Die in Würzburg lebende Autorin und Fotografin schildert

ihre vielfältigen Eindrücke und Erlebnisse vor der Präsidentschaftswahl in Afghanistan. Sie arbeitet seit 20 Jahren in Krisengebieten, berichtete darüber auch vielfach in dieser Zeitung. Über Afghanistan veröffentlichte Ursula Meissner den Band „Afghanistan, Rosen, Mohn, 30 Jahre Krieg“ (Bucher Verlag, München).



Vor einem halben Jahr sprengte ein Selbstmordattentäter seinen LKW vor der deutschen Botschaft in die Luft. In der Botschaft gab es nur Verletzte. Botschafter Werner H. Lauk sitzt jetzt am Schreibtisch in einem fensterlosen Arbeitszimmer. Auch die Fenster in den anderen Büros der Botschaft sind fensterlos und damit bei einem neuen Anschlag splittersicher. Bezeichnend für das Kabul dieser Tage.

Angst vor den Taliban

Die Afghanen bleiben unter sich. Anders als bei früheren Reisen komme ich mir diesmal besonders beobachtet vor: weil die Menschen hier normalerweise keine Ausländer mehr sehen. Bei den Ausländern geht die Angst vor den Taliban um. Mit wenigen spektakulären Aktionen haben die fanatischen Islamisten erreicht, dass weder ausländisches Militär noch Polizisten, weder internationale Botschaftsangehörige noch Angestellte anderer Regierungsorganisationen, weder Berater noch amtliche Helfer aus dem Ausland, weder in Uniform noch in Zivil in Kabul auf der Straße spazieren gehen und einkaufen dürfen. Auslän-



Glitzernde Fassaden und ein Bau-Boom trotz kriegsähnlicher Zustände – auch das ist Kabul im Jahr 2009: ein Mini-Las Vegas. Der nötige Strom kommt aus Usbekistan.



wählt. Die meisten meinen, der bisherige Präsident wird wiedergewählt. Obwohl ihn die Amerikaner eingesetzt haben. Viele erzählen, sie hätten vor dem Fernseher laut gelacht, als Karzai sagte, er verdiene nur 10 000 Dollar monatlich. Wo doch bekannt sei, dass er als Präsident Millionär geworden ist. Vetternwirtschaft ist in Afghanistan üblich. Für Karzai

spricht nach Ansicht mancher seine Nähe zu den USA: Er werde am ehesten die Dollar-millionen bekommen, die Afghanistan braucht. Karzai, aber auch die Dutzenden von anderen Kandidaten wissen ohne Meinungsforscher, was die Leute wollen: Frieden nach 30 Jahren Krieg. Das steht auf allen Wahlplakaten. Vorläufig nur Schlagworte.

Nicht mehr so deutschfreundlich?

HILFSTELLUNG Westliche Sicherheitskräfte und Einheimische – keine unkomplizierte Beziehung

Von
Ursula Meissner

KHOLM. Das ist sensationell für den Norden des Landes: Der Chef der deutschen Polizei in Afghanistan und drei seiner Mitarbeiter führen mich tatsächlich durch den Basar der Distrikthauptstadt Kholm. Als ob hier, in der weiten flachen Landschaft zwischen dem riesigen Bundeswehr-Feldlager von Masar-i-Scharif und dem

Außenposten Kundus, keine unmittelbare Gefahr durch Taliban gegeben wäre. Allerdings sucht eine Feldjägerin der Bundeswehr mit dem Finger am Abzug der Maschinenpistole die staubige Straße nach Verdächtigen ab. Drei weitere Feldjäger sichern. Ein Geländewagen ist das gepanzerte Schlusslicht. Das Besondere: Vier deutsche Polizeibeamte und vier Feldjäger gehören hier zu einem Team, das immer wie-

der Präsenz zeigen muss. Denn sie sind „Mentoren“, wie man anstelle des deutschen Ausdrucks „Berater“ sagt.

Der große Brunnen

Mentoren beim Aufbau einer afghanischen Polizeistation hier in Kholm mit 20 Offizieren, 20 Unteroffizieren und 50 Mannschaften, die zwei Monate lang besonders vorbereitet werden. Als Teil eines von den Amerikanern erfundenen Pro-

gramms. Unter der Abkürzung FDD – Focused District Development – also etwa „gezielte Distrikt-Entwicklung“. Heute haben sie sogar die Latrinen der Polizei auf ihre Sauberkeit kontrolliert. Doch es geht darum, dass die Afghanen die Sicherheit ihrer Landsleute in den Dörfern garantieren sollen, damit die ausländischen Soldaten sich irgendwann zurückziehen können.

Die deutsche Polizei und die Bundeswehr, die bereits mit vier Distrikten im Norden in FDD begonnen haben, werden in Kholm eigentlich bei jedem Erscheinen freundlich begrüßt. Nicht nur vom Distriktgouverneur. Schließlich hat die Bundeswehr bei einer Überschwemmung der Bevölkerung tatkräftig geholfen und einen großen Brunnen in den Bergen wieder freigelegt, ohne den alle hier im Basar kein Wasser hätten. Ich bin mir sicher, auch ohne den Begleitschutz würden die Kinder auf mich nicht mit Steinen werfen. Doch Kholm ist eine Ausnahme. Woanders gibt es keine sorglosen Spaziergänge mehr, auch nicht mit Begleitschutz. Unweit von hier hat sich auf der afghani-



Gegenseitige Hochachtung: Der deutsche Polizeihauptkommissar Thomas Breuer, Mentor in Kholm, im Vorzimmer des Distrikt-Gouverneurs.

schen Autobahn kürzlich ein Selbstmordattentäter neben einer deutschen Patrouille in die Luft gesprengt.

„Zu wenig Präsenz“

Was wurde aus dem angeblich so deutschfreundlichen Norden? Zunächst einmal hat die Bundeswehr da, wo sie geholfen hat, nach Meinung vieler Afghanen viel zu wenig ständige Präsenz gezeigt. Außerdem wurde nicht bedacht, dass mit Brunnen, kleinen Spaziergängen mehr, auch nicht mit Begleitschutz. Unweit von hier hat sich auf der afghani-

wicklungshilfe erst beginnt. Soldaten sind nun einmal keine Entwicklungshelfer. Für die „Politik der kleinen Schritte“ der Bundeswehr im Norden wurden überdies in den ersten Jahren nur 12 Millionen Euro jährlich bewilligt. Jetzt, ausgerechnet im Zeichen der Finanzkrise, ist es auf einmal der dreifache Betrag. Und nicht zuletzt: Die Afghanen kennen viel zu wenige deutsche Soldaten, um die Deutschen ganz allgemein schätzen zu lernen. Deshalb sind Anmerkungen von Afghanen über Deutsche wie: „Die brechen nicht wie

andere in unsere Häuser ein“ kein Allgemeingut.

Im größten Feldlager der Bundeswehr in Masar-i-Scharif sind mehrere tausend Soldaten stationiert. Etwa 80 Prozent von ihnen für die Logistik derer, die draußen kämpfen. Die meisten verlassen nie das Lager. Sie drängen sich manchmal vor den Zelten des Mini-Basars, den Händler mit ihren Souvenirs im Feldlager einrichten durften. Einander kennenlernen können Deutsche und Afghanen auf diese Weise natürlich kaum. Wahrlich eine komplizierte Lage.



International: Ein Oberst der französischen Gendarmerie, ein norwegischer Berater und ein deutscher Polizist bei Schießübungen, rechts zwei Afghanen.